

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 48

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Tessa Daenzer

Partnerschaftliche Suite in Es-tragon

Sonntag war's, im heissen August. Ich begegnete ihnen schwimmenderweise, weit draussen im Zürichsee, der zierlichen weissen Badekappe der Frau und dem dunklen Krauskopf des Mannes, und ihr partnerschaftliches Zwiegespräch plätscherte an mein Ohr. Ob sie die Zutaten habe, vor allem den Estragon, wollte er wissen, und sie, tief atmend die Wellen teilend, fragte

ahnungslos, wozu. «Für die Grilladen und die Sauce», mahnte der Krauskopf leicht ungeduldig, und es eröffnete sich ein kleines Alltagstheater um gegenseitiges Verständnis.

Der Krauskopf war nämlich dafür, wenigstens einmal in der Woche seine brachliegende Kreativität ausschöpfen zu können, und «verstehst du?» bat er aus dem Schwall eines eben vorbeirauschenden Motorbootes. Sie, aus der aufklaffenden Wasserfurche, gab zurück, gar nichts habe sie verstanden bei diesem Lärm. Mich verschreckte die Gischt für eine Weile, und als ich wieder auftauchte, entwarf der Krauskopf gerade das Werden und Wachsen einer samtigen Sauce Hollandaise mit solch ausgeklügelter Raffinesse, dass mir das Wasser im Munde zusammenlief. Genüsslich drehte sich nun der Koch auf den Rücken,

hieb dann aber mit dem Fuss aufs Wasser und rief pathetisch, eine Roboterbüez habe er die ganze Woche über, nichts als Schuftten und Plansollen, und am Mittag in der Kantine diesen Schlangenfress. «Verstehst du?» schloss er eindringlich. Nachher hörte ich nur noch ein Seufzen über die gekräuselten Wellen, ein Hin und Her über Estragon, den er brauche als Tüpfelchen auf dem i und den die Zierliche mitten im See mit dem besten Willen auch nicht beschaffen konnte. Im übrigen verstand sie schon, die Badehaube, und es tönte rhythmisch «schon-schon-schon», wie ein Singsang-Reim auf Estragon.

Als sie wendeten, tat ich dasselbe, aber in sehr diskretem Abstand. Ihr trauliches Kräftemesen drang deshalb nur noch als Pizzicato-Fetzen an mein Ohr. Immerhin war auszumachen, dass sie sich einen Kartoffelsalat

wünschte, vom Bade-Kiosk, etwas, das der Krauskopf schnaubend als «miesen Frass» abtat. «Verstehst du, verstehst du?» wehte es über all das Blau, denn einen Stress habe sie auch, einen Kinder- und Küchenstress, sechs Tage lang, und am siebten wolle sie ruhen und Kartoffelsalat. Folgte ein kleines Gejammer über Rüsten und ödes Aufräumen, aber mehr verstand ich nicht. Ein Dampfschiff trennte unsere Wege und schloss mich vom Rest des Dramas aus.

Als ich ein wenig später aus dem Wasser stieg, sah ich die beiden vor dem Kiosk anstehen. Ob ihr die Palme gebührt, als Siegerin, oder ihm als grossmütig Verstehendem, bleibe dahingestellt. Gab etwa gar der fehlende Estragon den Ausschlag, so dass die Moral der Geschichte wieder einmal den Sachzwängen zum Opfer fiel?



«Mit einem Bart sähe Richard aus wie ein Prophet des Alten Testaments!»

Wo sonst?

Es ist sehr heiss. Aber deswegen – unter anderem – sind wir ja hier und wollen uns ganz gewiss nicht darüber beklagen. Nach einem halbstündigen Spaziergang an der prallen Sonne haben wir das Bedürfnis, unsere Kehlen zu befeuchten. Zudem geht es für uns Frühaufsteher bereits auf die Essenszeit zu. Aber das Mittagmahl richtet sich heute nach unseren Gastgebern, Einheimischen, die später essen, als wir das gewohnt sind.

Blumen mitzubringen scheint uns richtig, auch hier, wo wir die Usanzen noch nicht genau kennen. Wenn wir den Strauss jetzt schon kaufen, sieht er beim Überreichen nicht mehr schön aus. Also beschliessen wir, zuerst etwas gegen unsere trockenen Kehlen zu unternehmen, und setzen uns am Dorfplatz ins Gartenbeizlein. Wir bestellen das Nationalgetränk, «Ouzo» (womit klar ist, dass wir in Griechenland weilen), und versuchen, nicht wie eilige Touristen auszusehen. Offenbar gelingt uns das, denn der

Kellner nimmt sich Zeit für einen Schwatz an einem andern Tisch, wo die Einheimischen sitzen. Trotz des Durstes ist uns das lieber, als wenn er sich dieses Vergnügens versagt hätte.

Schliesslich geniessen wir unser erstes Getränk und sind froh, dass das Lokal nur von Griechen besucht wird. Wir mögen den Klang dieser eigenartigen, für uns fast noch unverständlichen Sprache. Ein zweites Glas haben wir nicht bestellt, deshalb sind wir erstaunt, als der Kellner Nachschub bringt. Offeriert vom Nebentisch. Auf unser «Danke» hin erfolgt die Einladung, hinüberzusitzen. Wir folgen ihr gerne. Nun bringt der Kellner «Diäfora», manchmal auch «Pikilia» genannt: «Verschiedenes, Vorspeise», die hilft, den etwas süssen, schweren «Ouzo» besser zu verarbeiten. Wir erblicken Gurkenscheiben, Tomatenschnitze, Schinkenomelette, Oliven, Schaffkäse, Brot. Alles auf einer grossen Platte, fünf Gabeln dazu. Jeder nimmt, was er mag.

Sprechen können wir nur wenig miteinander, weil die Anwesenden nicht genug «Ausländisch» und wir nicht genug Griechisch können. Aber offenbar geniessen unsere Gastgeber das Beisammensein genauso wie wir. Sie sind enttäuscht, dass wir nicht länger bleiben können: Es ist jetzt Zeit, Blumen kaufen zu gehen und uns zum griechischen Mittagessen einzufinden. Denn auch wenn das Leben hier nicht nach

der Uhr geht, sondern mehr nach Gefühl, schätzt es sicher die griechische Hausfrau, wenn sie mit dem Essen nicht auf die Gäste warten muss.

Der Grund für mich, dies zu schreiben: Passiert ist uns das Geschilderte (und ähnliches) auf Rhodos. Ausgerechnet auf der Insel, von der unsere griechischen Bekannten in der Schweiz sagen, sie sei nicht mehr griechisch. Auf der Insel, die im Sommer seit etwa dreissig Jahren von doppelt so vielen Touristen heimgesucht wird (manchmal benehmen sie sich wirklich gleich Heuschreckenschwärmen!), wie Ortsansässige gezählt werden. Rhodos, wo für uns vor Jahren Griechenland begonnen hat und wohin wir zurückkehren müssen, auch wenn dadurch unser Plan, die Mehrheit der griechischen Inseln kennenzulernen, nicht so schnell verwirklicht wird.

Von Griechenland begeistert, von Rhodos betört ... Wen wundert's? Wo sonst passieren uns noch solche Dinge? Susi H.

Warum?

Lieber Nebi

Ich bin eine einfache Hausfrau, sozusagen der Mann von der Strasse. (Als Frau von der Strasse kann ich mich doch nicht gut bezeichnen, oder?) Ich habe Fragen, die mich beschäftigen, und wage es nicht, mich damit an jemanden

zu wenden, weil es sicher ganz blöde Fragen sind. Aber zu Dir, lieber Nebi, habe ich Vertrauen. Du bist ja so gescheit! Du wirst mich sicher nicht auslachen und mir die Fragen so beantworten, dass auch einfache Menschen es verstehen.

Vor einigen Jahren, ich weiss nicht mehr genau, wann, wurde der Kaffee teurer, weil es in Brasilien eine Missernte gegeben hatte.

In meinem Café kostete die Tasse Kaffee daher anstatt Fr. 1.30 Fr. 1.60. Das verstand ich gut. Allerdings begriff ich die Rechnung nicht ganz. Wenn der Wirt für das Paket Kaffee für 25 Tassen anstatt Fr. 3.20 nun Fr. 3.80 bezahlen musste, so haben ja schon die ersten zwei Tassen, die er servierte, die Teuerung wettgemacht, oder? Item! Das ist ja nicht so wichtig, und Rechnen war sowieso nie meine Stärke.

Kurze Zeit danach verkündete mir der Coiffeur, er müsse wegen der Teuerung den Preis für Waschen und Legen von 14 Franken auf 17 Franken erhöhen. Das begriff ich vollkommen. Schliesslich musste ja der Coiffeur für das Tässchen Kaffee, das er freundlicherweise seinen Kundinnen offeriert, mehr ausgeben. Auch hier war mir zwar die Rechnung nicht ganz klar, denn wenn ihn vorher das zierliche Tässchen Fr. 0.20 gekostet hatte und jetzt Fr. 0.30 kostete, so hat ihm schon die erste Kundin den Teuerungsausgleich für 30 Tassen eingebracht, oder? Aber wie gesagt, solche Rechnungsaufgaben sind zu hoch für mich.

Als der Coiffeur teurer wurde, musste natürlich auch der Wirt aufschlagen, gehen doch seine Frau und er manchmal zum Coiffeur. Die Tasse Kaffee wurde also wieder teurer, gleich wie der Blüemlitee, wie Gipfeli und Weggli es wurden. Kaum hatte das der Coiffeur erfahren, schlug er um einen Franken auf, weil er ja für den Café crème, den er sich in der Mittagspause gönnt, auch mehr zahlen musste.

Lieber Nebi, was soll ich Dir sagen: So ging das immer weiter, bis heute! Schliesslich machten alle mit, die Angestellten brauchten mehr Lohn, weil ja jeder einen Coiffeur braucht und jeder einmal eine Tasse Kaffee geniessen möchte. Ich komme einfach nicht mehr draus. Jeder wird teurer, um den andern bezahlen zu können.

Ich muss immer an die Geschichte von den zwei Schwestern denken, die sich zu Weihnachten jeweils 100 Franken schenkten. Als die Teuerung zunahm, erhöhten sie ihre Gabe auf 120 Franken.

Und nun meine Frage, lieber

Nebi: Wenn doch alles im Grunde gleichbleibt, warum tun sie es dann? Doch sicher nicht, um die alten Leute in meiner Nachbarschaft zu schädigen? Kennst Du sie zufällig? Es sind zwei Brüder, der eine ledig, der andere verheiratet. Sie arbeiten nicht mehr, sie beziehen AHV-Rente. Monat für Monat haben sie jeden ersparten Rappen von ihrem Lohn auf die Bank getragen, um dereinst ihre AHV-Rente aufzubessern. Nun können sie sich nicht mehr so oft ein Käfeli leisten, wie sie es sich erhofft haben. Zum Glück müssen sie nicht mehr so oft zum Coiffeur, bei alten Leuten wächst ja das Haar weniger rasch nach.

Es grüsst Dich freundlich, lieber Nebi, und erwartet sehnstuchtsvoll Deine Antwort

Deine Doris L.

Liebe Doris

Ich bin zwar nicht der Nebi, sondern nur seine Angestellte. Gleichwohl erlaube ich mir, Dir zu antworten:

Du fragst viel zu logisch. Das ist typisch weiblich und hat den Männern noch nie gefallen. Also lass sie ruhig ihre Preis-Lohn-Spirale drehen. – Sonst machst Du Dich als Systemkritikerin verdächtig. Herzlich Deine Ilse

Wie bitte?

Wenn man nicht mehr gut sieht, setzt man eine Brille auf und umgibt sich damit erst noch mit einem gewissen intellektuellen Charme. Wenn man nicht mehr gut hört – ist das ein ganz anderes Kapitel. Niemand nimmt einem übel, dass man etwas nicht sieht. Hört man jedoch etwas zum zweiten Mal nicht, wird der Satz leicht ungeduldig wiederholt. Selten oder nie fragt deshalb jemand ein drittes Mal.

Einen Hörapparat tragen – das Einfachste der Welt! Tante Ida hat einen. Seit Jahren trägt sie ihn – fein säuberlich in ihrer Handtasche herum.

Zu seinem grossen Geburtstag erhielt Herr K. von seinen Kindern einen Hörapparat. Er dankte gerührt – und legte ihn in seine Nachttischschublade.

Der Sigrist einer neuerbauten Kirche zeigte es uns stolz: Ein Abteil eigens für Schwerhörige. Dort sitze aber niemand, sagte er verärgert, die Leute der Gemeinde bekämen lieber nur die Hälfte der Predigt mit, als zuzugeben, dass sie nicht mehr gut hören.

Lina aus Bayern, die in langen, treuen Diensten in derselben Familie alt und schwerhörig geworden war, pflegte seit Jahren zu allem und jeglichem «freilich, freilich» zu sagen, was immer restlos passte. Anweisungen brauchte sie nicht mehr entgegenzunehmen, kannte sie doch alles aus dem Effeff.

Ein Ehepaar – sie sehr klein, er sehr gross –, das wir jeweils ins

Mehr als eine Million politische Gefangene sind in Haft – Helfen Sie uns helfen, damit die Menschenrechte überleben

AMNESTY
international

Schweizer Sektion
3001 Bern – Postfach 1051
PC 30-3417

Theater begleiten, liefert ein weiteres Beispiel. Sie redet unterwegs immer munter drauflos. Er kommentiert in entsprechenden Abständen: «Tatsächlich, tatsächlich!» Das kann fragend und bekräftigend klingen, ist nie deplaziert. Nur ein einziges Mal erlebten wir, dass sie ihn heftig am Ärmel zupfte und er sich zu ihr niederbeugte. «Ich habe dich gefragt, ob du die Eintrittskarten bei dir habest.» Er hatte sie – tatsächlich!

Herr Ott will auf seine geliebten Jassabende im Freundeskreis nicht verzichten, denn er ist ein guter, konzentrierter Spieler. Dass er schlecht hört, wissen alle. Wird er direkt angesprochen, sagt er: «S'het öppis, mhm, s'het öppis.» Das wirkt beruhigend und zustimmend. Der Sprechende fühlt sich bestätigt, und Herr Ott lässt sich nicht auf die Äste hinaus.

Warum ich all diese Beispiele anführe? Leider, leider muss ich gestehen, dass mir, wenn wir im Bekanntenkreis im Restaurant zu «Background-Music» diskutieren, vieles entgeht, mich das Zuhören allzusehr anstrengt. Das bequeme «Aha» oder «Mhm» ist auf die Dauer nicht stichhaltig. Ein direktes «Ja» oder «Nein» oft zu riskant, und «freilich» will nicht zu meinem Dialekt passen. Einen Hörapparat anschaffen? Ich wüsste nicht, wozu. Der hätte mir gerade noch gefehlt! Aber vielleicht hat jemand etwas Passendes auf Lager?

Ich würde es nur persönlich benützen.
Suzanne Geiger

Echo aus dem Leserkreis

Ängstliche Mütter
(Nebelspalter Nr. 43)

Miriam
Auch Deine Kinder machen sich Gedanken. Die kriegerische Jugend will sich abhärten. Angriffe auf die gewohnte Geborgenheit abwehren. Wenn rundum von Katastrophen und Feinden geredet wird, fühlen sich die Buben verpflichtet, die ängstlichen Mütter zu schützen und es «denen zu zeigen», die es wagen würden, ihre

«liebevolle Umgebung» zu stören. – Keiner kann in Ruhe leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Ich wundere mich nicht, dass Kinder es dem Militär gleichtun (wollen) und sich verteidigen wollen. Im Gegenteil, ich würde mich sorgen, wenn die künftige Generation so resigniert hätte, dass sie sich nicht mehr mit Widerstand gegen Bedrohung ihres Lebens äussern würde in ihren Spielen.

Aus unseren Holunderschützen in der Klasse haben sich keine extremen militärischen Hitzköpfe oder sonst Kriminelle entwickelt. Kein einziger von den Revolverschützen von einst hat jetzt eine solche Waffe daheim, obschon sie ganz gerne ihren Enkeln zeigen, wie man schnell ziehen lernt, um einem Gangster zuvorzukommen. In Schiessständen und bei Schiessbuden üben sie noch gerne ihr gutes Auge und ihre sichere Hand in friedlichem Wettkampf. Wer Leben achtet, sucht es auch zu verteidigen, im Notfall. Die grösste Motivation zum «Kriegerlis-Spielen» sind wohl die unsicheren, ängstlichen Mütter, die in den letzten Jahren immer mehr anzutreffen sind.

Sei eine fröhliche Mutter, damit Deine Kinder friedlicher sind!

Margret

Liebe Miriam

Selbstverständlich sind die friedlichen Mütter, diese «nützlichen Idioten», an allem schuld. – Das hätte Dir eigentlich auch einfallen können! Ilse



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein OVA-Produkt